

Rik de Gendt

Die Vorstellung vom afrikanischen Christentum in der öffentlichen Meinung Europas

Afrika stirbt. Unter dieser Schlagzeile wurde Anfang vorigen Jahres, in dem nach Schätzungen 27 Millionen Afrikaner von Hunger und Tod bedroht waren und allerlei internationale Organisationen nach Nothilfe riefen, in Belgien eine großangelegte Solidaritätsaktion aufgezogen. Das Ergebnis war auffallend und ziemlich ärmlich und betrug nur knapp fünf Prozent dessen, was im selben Land durchweg allwöchentlich mühelos an Einsätzen beim populären Lotospiegel eingezahlt wird. Schrecken erregende Fernsehbilder von bis auf die Knochen abgemagerten Männern, ausgetrockneten Frauen und von Dutzenden sterbender Kinder mit geschwollenen Bäuchen hatten diesmal nicht den von den Organisatoren erhofften Erfolg gehabt.

Auch anderswo in Europa und in den Ländern, die als der reiche Norden bezeichnet werden, war die öffentliche Meinung angesichts des neuen, aber soundsovielten afrikanischen Dramas gleichgültig geblieben. Selbst die simple Rechnung, daß die Kosten eines einzigen Tages Golfkrieg ausreichten, um 20 Millionen vom Hunger bedrohter Afrikaner fünf Monate lang mit Nahrungsmittelhilfe zu versorgen, änderte nichts daran. Afrika konnte von Europa aus ruhig weiter zugrunde gehen. Diese Feststellung markierte zweifellos eine besonders schmerzliche Einsicht. Aber es ging um mehr als das. Afrika drohte nicht nur an Dürre und Bürgerkriegen umzukommen, sondern es verlor gleichzeitig jede Beachtung und erlitt so nochmals den Tod der Teilnahmslosigkeit seitens der Durchschnittseuropäer und Durchschnittseuropäerinnen.

Nur als im vergangenen Jahr wieder einmal einer der ungefähr zwanzig regionalen Konflikte von neuem heftig aufflackerte und massenhaft Todesopfer zu beklagen waren, war dies unserer Presse eine kurze Meldung wert. Aber meist auch nicht für längere Zeit. So hatte z.B. gerade noch der vom Westen offen unterstützte und heftig bejubelte Machtwechsel in Addis Abeba stattgefunden, aber schon fiel der Medien-Vorhang unerbittlich wieder vor dem Drama der anderswo in Äthiopien Hunger leidenden und flüchtenden Menschen. Und inzwischen wurden monatelang das sterbende Liberia oder das langsam verblutende Moçambique keines Wortes gewürdigt.

Selbst die fesselnden und stark einschneidenden politischen Entwicklungen auf dem mühsamen Weg zu einer eigenen Form von Demokratie, deren herausragendes Aushängeschild das Mehrparteiensystem wurde, fanden in der westlichen Presse gewiß nicht soviel Aufmerksamkeit, wie sie verdienten. Diese Bewegung aber war doch so weit ausgreifend, daß fast keine einzige Regierung ihr entgehen konnte oder sich vor ihr sicher wähnen kann. Im Januar 1991 konnte der französische Minister für Zusammenarbeit und Entwicklung, Jacques Pelletier, noch erklären, daß von den 29 schwarzafrikanischen Ländern, die Paris traditionellerweise zu seiner «Einflußzone» rechnet, höchstens fünf noch keinerlei Anfang mit einer Demokratisierung gemacht hätten. Und ein halbes Jahr später waren es nur noch zwei: Dschibuti und der Seychellen-Archipel. In den englischsprachigen Ländern geht die Entwicklung nicht so zügig voran, vielleicht auch deswegen, weil London sich traditionellerweise nicht so stark mit den inneren Verhältnissen seiner früheren Kolonien befaßt wie Paris. Aber auch in diesen Ländern weht ein kräftiger Wind der Demokratisierung.

Verständnislosigkeit überwinden

In diesem Zusammenhang einschneidender Machtverschiebungen plädiert Jan van Cauwelaert¹, ehemaliger Bischof von Inongo in Zaïre und jetzt intensiv in der Friedensbewegung Pax Christi engagiert, dafür, daß wir «unsere Verständnislosigkeit für Afrika überwinden» sollten. Zuallererst müßten wir einmal endgültig Abschied nehmen von den allzu schnellen und bequemen Verallgemeinerungen, die nur auf be-

grenzter Erfahrung und dann zumeist noch enttäuschender Erfahrung beruhen. Neben hartnäckigen Vorurteilen und platten Verallgemeinerungen gibt es aber außerdem unglaublich große Unwissenheit bezüglich historischer und aktueller Gegebenheiten.

Für viele Menschen im Westen beginnt die Geschichte Afrikas ja erst mit der eher zufälligen Entdeckung durch portugiesische Seefahrer, die ja tatsächlich nur einen Seeweg nach Indien und dem Fernen Osten suchten; oder sie beginnt sogar erst noch später, im 19. Jahrhundert, mit den großen Entdeckungsreisen in das afrikanische Binnenland. Schwarzafrika hatte aber gleichwohl schon vor dieser Zeit eine jahrhundertlange Geschichte aufzuweisen. Die reiche Wortkunst, welche Afrikaner von Generation zu Generation mündlich überliefert haben, ihre Generisierungen, Fabeln und Weisheitssprüche bilden die Grundlage ihrer Gesellschaftsordnungen. «Die Erkundung dieser Kulturen, die Kenntnis der Geschichte Afrikas und der Ursachen des Abbruchs eines bedeutenden Teils dieser beeindruckenden Entwicklung können uns heilen von einer Menge von Vorurteilen über die angebliche Unfähigkeit der Schwarzen, sich aus eigener Kraft zu entwickeln, und sie können uns helfen, in gegenseitigem Respekt zusammenzuarbeiten.»²

Vom Europäer ist also zumindest eine gewisse positive Grundeinstellung und ein motivierendes Interesse gefordert, wenn er sich über die afrikanischen Verhältnisse gut informieren will. Wenn er nicht von Berufs wegen mit Afrika zu tun hat, wird er in den meisten Fällen auf spezialisierte Zeitschriften oder andere geeignete Informationsquellen zurückgreifen müssen. Im allgemeinen ist das mehr als der Mühe wert; denn bestimmte Entwicklungen können ihm sowohl überraschend als auch rasend interessant vorkommen und können ihm selbst für die Entwicklung auf unserem eigenen Kontinent eine Menge brauchbarer Anregungen und eine Anzahl konkreter Modelle an die Hand geben.

Ehemalige Missionsländer

Das Leben der christlichen Ortskirchen in Schwarzafrika teilt heute zu einem guten Teil — wenn auch vielleicht in minderem Maße als das politische Leben — das Schicksal, seitens des reichen und entwickelten Nordens mit allgemeiner

Gleichgültigkeit und Unwissenheit behandelt zu werden. Dennoch war es eben dieser verlockende und vielversprechende schwarze Kontinent, der im vergangenen Jahrhundert das Missionsfeld vor allem der europäischen Kolonialmächte war und so viele junge Kräfte anzog. Es wurden sogar verschiedene Ordensgemeinschaften gegründet, die fast ausschließlich das Ziel der Evangelisierung Afrikas hatten. Unvermeidlicherweise und unleugbar sind folglich auch — und vielleicht sogar vor allem — auf kirchlichem Gebiet historische und emotionale Bindungen gewachsen, die auch heute noch lange nicht aus unserer Art, wie wir Afrika wahrnehmen, wegzudenken sind, wenn auch ihr Inhalt nicht eindeutig ist und wenn sie jetzt auch das eine Mal als Vorurteil und dann wieder als eine Last betrachtet werden.

Wo dann in Europa doch einmal ein Interesse am Leben der afrikanischen Christenheit mit allem Drum und Dran gezeigt wird, richtet sich dieses zuallererst auf die vormaligen Kolonien und Mandatsgebiete. Das ist um so begreiflicher, weil dort gewöhnlich noch eine Gruppe älter werdender Missionare zusammen mit jüngeren Entwicklungshelfern tätig ist. Überdies ist der materielle und finanzielle Beitrag aus deren wohlhabender Heimatbasis in Europa oft noch ein nicht zu unterschätzendes Bindemittel. Aber auch da verändert sich allmählich etwas. Wo früher das eingesammelte Geld großenteils, um nicht zu sagen fast ausschließlich, auf dem Weg über ausländische Missionare in die afrikanischen Kirchen floß, verhandeln die Organisationen, die sich im Norden um Spendengelder bemühen, nun immer mehr unmittelbar mit einheimischen Kirchenführern und Projektleitern am Ort, und sie delegieren sogar einen ansehnlichen Teil ihrer Entscheidungsbefugnisse an sie.

Diese Kurskorrektur, die den Akzent vor allem auf Partnerschaft und gegenseitiges Vertrauen, wie es nicht immer so selbstverständlich war, setzt, beeinflußt in gewissem Maße auch den Blick der Europäer auf die dortigen Zustände. Immer weniger betrachten wir das Geschehen in den afrikanischen Kirchen durch die Brille eines Missionars. Wir lernen es heute vor allem aus den Berichten einheimischer Verantwortlicher und aus den Kontakten mit ihnen kennen, und diese vermitteln uns ein manchmal überraschend neues und erfrischendes Bild vom dortigen kirchlichen Leben.

Junge Kirchen

Mit verursacht durch die sich verminderte Zahl von aus Europa kommenden katholischen und protestantischen Missionaren hat in der Wahrnehmung der Europäer das alte Bild einer Missionskirche in Afrika wie von selbst Platz machen müssen für das Bild einer jungen Kirche, die es in einer ganzen Anzahl von Ländern verstanden hat, große Teile der Bevölkerung anzupreisen und sich zu inkorporieren. Daß die Anziehungskraft der Frohen Botschaft nicht immer das vornehmste und ausschlaggebende Motiv gewesen ist und daß das Christentum nicht immer gleich tief im Leben der Menschen verankert werden konnte, wird dabei mit viel Verständnis hingenommen.

Nach neuesten Daten der «Agence d'Informations Missionnaires» (AIMIS) in Rom vom Oktober 1990 zählt die katholische Kirche in Afrika 81.883.000 Gläubige bei einer Gesamtbevölkerung von 610.797.000 Menschen, das sind 13,4 Prozent. Wenn man das Wachstum der Weltbevölkerung in Rechnung stellt, ist Afrika der einzige Kontinent, auf dem die katholische Kirche derzeit noch nennenswerten Zuwachs zu verzeichnen hat. Allgemeiner gesehen wird die Gesamtzahl der Christen in Afrika auf etwa 30 Prozent geschätzt. Die Prozentsätze variieren aber stark von Land zu Land. Überall aber ist die Leitung der Glaubensgemeinschaften größtenteils in die Hände von Afrikanern übergegangen. So sind von den 487 katholischen Bischöfen 369 Einheimische.

Was in kirchlichen Kreisen des alten Europa möglicherweise mit einiger Nostalgie — beinahe hätte ich gesagt: mit einiger «Mißgunst» — wahrgenommen wird, ist selbstverständlich die große Zahl begeisterter junger Gläubiger und die zunehmende Zahl der Berufungen zum Priesteramt und zum Ordensleben, die das Bild der afrikanischen Kirche bestimmen.

Mut zur eigengeprägten Gestaltung des kirchlichen Lebens

Die große Zahl und das jugendliche Alter der Gläubigen sind nicht das einzige, was bei uns über die jungen Kirchen Afrikas bekannt ist. Diese stellen sich in unseren Augen auch dar als Glaubensgemeinschaften, die, manchmal durch die Umstände gezwungen, oft aber auch aus be-

wußter Überzeugung und Entscheidung, eigengeprägte und kühne Organisations- und Lebensformen aufgebaut haben. Konkret gesprochen richten sich unsere Gedanken dann spontan auf die wichtige Rolle der Basisgemeinschaften, auf die ansehnlichen und ernstesten Verantwortungsbereiche von Laienchristen und auf die mitreißenden liturgischen Feiern.

Nach wie vor blicken wir immer wieder überrascht auf, wenn wir aus Afrika Berichte hören über eine Pfarrgemeinde oder ein Bistum «so groß wie Belgien». Die afrikanische Kirche rechnet tatsächlich mit anderen Proportionen. Pfarrgemeinden sind als Einheiten oft zu groß und werden darum in kleinere «Basisgemeinschaften» aufgeteilt. Dieses Wort allein — obwohl inhaltlich oft stark verschieden von lateinamerikanischen Basisgemeinschaften — übt in unseren Breiten auf engagierte Gläubige eine besondere Anziehungskraft aus und weckt zugleich ihre Neugierde. Vor allem über die verschiedenen Aufgaben und die realen Verantwortungsbereiche, die wie selbstverständlich Laien — wie z. B. den *mamans-catéchistes* oder den *Mokambi* — anvertraut werden, möchten die europäischen Christen und Christinnen mehr erfahren.

Das Element des afrikanischen Christentums, das bei uns wohl den stärksten Eindruck macht und bekannt geworden ist, ist die eigengeprägte Gestaltung der Liturgiefeiern. Wir können uns z. B. vorerst nur mühsam einen europäischen Amtsbruder des südafrikanischen Bischofs Desmond Tutu vorstellen, der genauso wie er bei einem Gottesdienst temperamentvoll in die Hände klatscht und tanzend und juchzend durch seine Kathedrale zieht. Daß aber die eigengeprägte Gestaltung weiter geht als bloß bis zur Übernahme einer Anzahl typisch afrikanischer Kulturelemente und auch auf eigenen theologischen und pastoralen Einsichten gründet, können wir vor allem bei einem tieferen Kontakt mit dem zairischen Ritus der Eucharistiefeyer feststellen. Da steht z. B. das Schuldbekenntnis nicht am Anfang der Feier wie sonstwo im römischen Ritus, sondern es schließt sich an die Evangelienlesung, die Homilie und das Glaubensbekenntnis an. Der Priester läßt an dieser Stelle jeden und jede ein, im Blick auf die Botschaft des Evangeliums sein oder ihr Leben zu befragen und sich zu bekehren. Während eines Augenblicks der Stille beugen die Gläubigen das Haupt. Inzwischen geht der Priester in der Kirche herum und be-

sprengt die Anwesenden ausgiebig mit Weihwasser. Diese Liturgie der Buße und Versöhnung wird mit einem ernstgemeinten Friedenswunsch abgeschlossen. Vor allem die Echtheit einer solchen afrikanischen Feier, die reichliche Zeit, die ihr eingeräumt wird, das persönliche Engagement und die aktive Beteiligung aller Anwesenden und die frohe Atmosphäre sind Stück für Stück Elemente, aus denen unsere bisweilen kühlen und hastig «gelesenen» Sonntagsmessen wohlthuende Anregungen empfangen könnten.

Was möglicherweise mit der eigengeprägten afrikanischen Gestaltung des Christentums zusammenhängt und wovon man in unseren Regionen weniger weiß, ist die große Zahl von Splittergruppen, die meistens als «unabhängige Kirchen» oder «afrochristliche Kirchen» bezeichnet werden. Sie haben als Kennzeichen gemeinsam, daß sie durch Afrikaner und für Afrikaner gegründet worden und stark auf die Gestalt Christi ausgerichtet sind. Naturgemäß haben sie daher nur wenig Kontakte über den afrikanischen Kontinent hinaus und sind für ihr Fortbestehen auf ihre eigenen Mittel angewiesen.

Es gibt derzeit wenigstens etwa siebentausend afrochristliche Kirchen, und es kommen fast täglich neue hinzu. In einer soeben erschienenen Studie des Dominikaners Sidbe Semporé aus Burkina Faso wird ihre Anhängerschaft für den ganzen Kontinent auf 15 Millionen geschätzt und soll bis zum Jahr 2000 auf 30 Millionen anwachsen. Die meisten Anhänger dieser Kirchen kommen aus einer der großen christlichen Kirchen, und manche besuchen auch noch nach ihrem Beitritt zu einer unabhängigen Kirche weiterhin regelmäßig die Gottesdienste ihrer Herkunftskirche.

Wessen die Menschen am meisten bedürfen und was sie an ihren neuen Kirchengemeinschaften am stärksten anzieht, ist deren ausgesprochen afrikanischer Charakter mit seiner besonderen Aufmerksamkeit für die Gesundheit des ganzen Menschen und daher auch für allerlei Heilungsriten und typische Ausdrucksformen gelebter Solidarität. Die größten Konzentrationen dieser Kirchen sind in Südafrika, Zaire und Kenia zu finden. Die bekannteste von ihnen ist zweifellos die «Kimbanguistische Kirche» in Zaire. Sie wurde gegründet von Simon Kimbangu (1889–1951), zählt heute etwa 3 Millionen Anhänger und ist die erste afrochristliche Kirche,

die in den Ökumenischen Rat der Kirchen aufgenommen wurde. Das Phänomen dieser afrochristlichen Kirchen bedeutet eine wirkliche Herausforderung, und zwar in erster Linie für die älteren katholischen und protestantischen Kirchen, und verdient darum sicherlich mehr Aufmerksamkeit, als ihm bisher gewidmet worden ist.

Wie die Kirchenführer sprechen

In seiner Analyse der Betroffenheit der afrikanischen Kirchen durch den Demokratisierungsprozeß weist Walter Aelvoet, Chefredakteur von «Africa News Bulletin / Bulletin d'Information Africaine» mit Recht darauf hin, daß wir in Europa «gewöhnnt waren, zu sagen, daß die Kirchen Lateinamerikas stark engagiert seien in der Befreiung unterdrückter, an den Rand der Gesellschaft gedrängter Menschen; daß die Kirchen Asiens sich vor allem dem «Dialog» mit den großen Religionen des Ostens widmeten, mit dem Islam, dem Buddhismus, dem Hinduismus, dem Schintoismus usw.; daß die Kirchen Afrikas fast alle ihre Aufmerksamkeit auf die «Inkulturation» richteten, konkret betrachtet, eine afrikanische Theologie, eine afrikanische Liturgie, eine afrikanische Katechese . . . , und daß sie sich eigentlich nur wenig mit Menschenrechten, Gerechtigkeit und Frieden, Freiheit, Demokratie und den zum Himmel schreienden materiellen Zuständen, mit denen die Menschen leben müssen, befaßten»³.

Es kam uns in Europa so vor, als befaße sich allein die Kirche in Südafrika mit der «Kontextualisierung» der Botschaft in einer Umgebung der Unterdrückung und Ausbeutung. Der Rest der afrikanischen Kirche war demnach angeblich völlig mit dem Ausbau der eigenen Strukturen, der Sicherung der eigenen Rechte, der Freiheit der eigenen Sakramentenverwaltung und der Evangeliumsverkündigung befaßt, kurzum mit einer ziemlich spiritualistischen Auffassung von der Sendung der Kirche inmitten einer Welt voller Armut und Unfreiheit.

Diese stereotype europäische Sichtweise erhielt plötzlich einen kräftigen Stoß, als im letzten Jahr der Demokratisierungsprozeß in Gang kam. Ziemlich unerwartet mußten wir feststellen, daß die Kirchen in Fragen der Gerechtigkeit nicht nur vollauf engagiert erscheinen, sondern daß sie sich hier sogar als treibende Kräfte betäti-

gen. «Es ist erfreulich festzustellen», schreibt Walter Aelvoet, «daß in vielen Ländern die demokratischen Strömungen an Menschen der Kirche appellieren, sie möchten die mühsame und sehr viel Fingerspitzengefühl fordernde Übergangsperiode begleiten, einfach deswegen, weil diese Menschen offenbar über die größte moralische Autorität verfügen; weil sie noch am meisten ihre eigenen ethnischen Bindungen überwunden hatten, um echt national zu denken; weil sie in dreißig Jahren der Unabhängigkeit bewiesen hatten, daß sie ihre eigenen Gemeinschaften erfolgreich führen können, während der Staatsapparat oft vollkommen zusammengebrochen war, mochte er nun kapitalistischer oder marxistischer Signatur sein. Ich hatte diese Wendung nie erwartet. Umso mehr freue ich mich jetzt darüber.»⁴ In diesem Zusammenhang wird wohl gelegentlich von einer «afrikanischen Befreiungstheologie» gesprochen.

Anders als in Lateinamerika geht in Afrika die politisch engagierte Ausrichtung des kirchlichen Lebens weniger von Basisgruppen als vielmehr von der Hierarchie, genauer gesagt: von den Priestern am Ort und von den Bischöfen aus. Manchmal erregen die afrikanischen Kirchen öffentliches Interesse, weil die meisten ihrer leitenden Persönlichkeiten nicht zögern, öffentlich ihre Kritik am gerade herrschenden Regime zu äußern. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß in vielen Ländern die Kirche fast die einzige Struktur ist, die nicht fatal durch Korruption an die Verhältnisse angepaßt ist, und welche die bestehenden Diktaturen zur Rede stellen kann.

Auch dieses Auftreten von Bischöfen und verantwortlichen Kirchenleuten mutete die europäische öffentliche Meinung zunächst sehr ungewöhnlich an; denn von ihrer eigenen Geschichte her fürchtet sie jede kirchliche Einmischung in politische Angelegenheiten wie den Tod und kann sich heute am allerwenigsten vorstellen, daß ein westeuropäisches Land in einer Krisensituation von einem Kirchenführer regiert werden könnte. Genaugenommen wegen ihres ungewöhnlichen Charakters finden dergleichen Vorgänge dann doch wieder etwas Wiederhall in unseren Medien. Wir denken hier hauptsächlich an die Veränderungen, die sich derzeit in Benin, Kongo und Zaïre vollziehen.

Benin — ein Land mit einem marxistisch-leninistischen Regime, in dem die katholischen Christen kaum ein Viertel der Bevölkerung aus-

machen — tat 1989 den ersten Schritt, als die Bischöfe plötzlich ihr Schweigen brachen mit einem Hirtenbrief unter dem Titel: «*Convertissez-vous et le Bénin vivra*» — «Bekehrt euch, und Benin wird leben». Daraufhin wurde der Weihbischof von Cotonou, Isidore de Souza, berufen, zunächst die Nationale Konferenz zu leiten, und dann in Erwartung freier Präsidentschaftswahlen als Vorsitzender des Hohen Rates der Republik zu fungieren. Ein Jahr lang, vom 19. Februar 1990 bis zum 4. April 1991, stand Bischof de Souza tatsächlich an der Spitze seines Landes und verstand sich darauf, dieses auf eine ruhige, unblutige und vor allem allgemein anerkannte Weise in eine beginnende Demokratie einzuführen.

Ein zweites Land, das wegen seiner Leitung durch einen Kirchenmann in Europa Interesse gefunden hat, ist Kongo-Brazzaville, ein Land, das zwanzig Jahre lang ebenfalls eine streng marxistisch-leninistische Regierung hatte. Als dort im September 1990 ein Mehrparteiensystem angekündigt wurde, traten die Bischöfe gleichzeitig mit einem Hirtenbrief von gleich großem Gewicht vor die Öffentlichkeit: «*Engagement politique, non-violence, fraternité*» — «Politisches Engagement, Gewaltlosigkeit, Brüderlichkeit». Im Bewußtsein der eigenen Verantwortung der Kirche fordern sie darin ausdrücklich, daß bei der Gründung neuer Parteien keine Partei die Bezeichnung «katholisch» in ihrem Firmenschild führen soll. Und als im März 1991 die Nationale Konferenz begann, schrieben sie einen neuen Brief: «*Exhortation à la prière pour la construction nationale*» — «Ermahnung zum Gebet für den nationalen Aufbau». Auch diesmal will ihre Intervention nichts anderes sein als ein Dienst an Land und Volk. Sie fordern denn auch, «daß unsere Kirchen und Kapellen nicht zu politischen Foren umgewandelt werden sollen». Genau wie in Benin wurde auch in Kongo-Brazzaville die Leitung der Nationalen Konferenz und danach des Hohen Rates einem Bischof anvertraut, nämlich Bischof Ernest N'Kombo von Owando.

Nach Walter Aelvoet sind «die besten Hirtenbriefe des historischen Jahres 1990 wohl die des Episkopats von Zaïre gewesen»⁵. Das Memorandum, das die Bischöfe von Zaïre im Rahmen einer allgemeinen Volksberatung am 9. März 1990 an Präsident Mobutu richteten, wurde überall in der Welt beachtet und ist ein Vorbild für andere Episkopate, die mit Problemen der gleichen Art

konfrontiert sind. Die Bischöfe von Zaïre selbst reagierten auch weiterhin auf die politischen und sozialen Entwicklungen in ihrem Land jeweils mit neuen Hirtenbriefen: «Tous appelés à bâtir la nation» («Aufruf an alle, sich am Aufbau der Nation zu beteiligen») vom 16. Juni 1990, «Libérés de toute peur, au service de la nation» («Befreit von aller Furcht, bereit zum Dienst an der Nation») vom 22. September 1990, «Libérer la démocratie» («Die Demokratie befreien») vom 23. Februar 1991 und eine «Déclaration aux catholiques et aux hommes de bonne volonté à propos de la Conférence Nationale» («Erklärung an die Katholiken und die Menschen guten Willens anlässlich der Nationalen Konferenz») vom 21. Juni 1991. Daß der zaïrische Episkopat so oft und mit so starken Worten auf die Notwendigkeit einer

gründlichen Veränderung zurückkommen mußte, bezeichnet Walter Aelvoet als nicht zufällig: «Sie haben als Gegenspieler den cleversten, doppeldeutigsten, gewieftesten und gewissenlosesten Präsidenten ganz Afrikas.»⁶

Afrika lebt

Nach dem, was die großen europäischen Medien über Afrika bringen, scheint der schwarze Kontinent in bestimmten Augenblicken so gut wie tot zu sein. Allein außergewöhnliche Ereignisse können ab und zu noch ein wenig Aufmerksamkeit wecken. Wer aber die speziellere Berichterstattung kennt, muß zugeben, daß Afrika mehr denn je zuvor lebt und unserer Anteilnahme wert ist.

RIK DE GENDT

Mitglied des Jesuitenordens. 1974 Lizentiat in Erziehungswissenschaften an der Katholischen Universität Löwen. Als journalistischer Mitarbeiter der Zeitung «Het Volk» (Gent) für die Fachgebiete Religion und Afrika zuständig. Mitarbeiter verschiedener anderer Medien. Anschrift: P. Rik de Gendt SJ, Haachtsesteenweg 8, B-1030 Brussel, Belgien.

¹ Jan van de Cauwelaert, Afrika, het miskende continent, in: Pax Christi Koerier (Antwerpen, März/April 1991) 2-6.

² AaO.

³ Walter Aelvoet, De kerken in he demokratiseringsproces, in: Noord Zuid Cahier, Wereldwijd (Antwerpen, Juni 1991) 25-30.

⁴ AaO.

⁵ AaO.

⁶ AaO.

Aus dem Niederländ. übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht